



„Wir funktionieren automatisch / Jetzt wollen wir tanzen mechanik“: Kraftwerk gastierten als deutscher Exportschlager im Herbst 1978 in Paris.

Foto Intertopics

Wetten, dass Kraftwerk jeder kennt

Achtung, die Bundesrepublik muss bitte kurz einmal zuhören, es geht um eine ihrer geheimen Geschichten, aber diesmal handelt sie nicht vom Einfluss Stefan Georges auf die späteren Eliten oder von Heidegger und Augstein im Gespräch, sondern von Synthesizern.

Wir sind im Jahr 1997. Bei „Wetten, dass...?“ ist Superstar David Bowie zu Gast, der zwanzig Jahre vorher in dieser Bundesrepublik gelebt und Musik gemacht hat. Und er auf dem Sofa, erzählt der Düsseldorfer Popmusiker Ralf Dörper, von Gottschalk nach seiner Lieblingsband befragt wird: „Bowie sagt, er habe in seiner Berlin-Zeit all die tolle Musik aus Deutschland von Bands wie Kraftwerk, Neu! und Harmonia gehört, und fragte dann ins Publikum, ob jemand außer ihm die Gruppe Neu! kenne. Nur ein Einziger hob bescheiden und unsicher die Hand (...). Das war für Bowie vollkommen unverstänlich, so, als würden wir nach England reisen und feststellen, dass niemand dort den Namen David Bowie kennt.“

Man könnte diese Szene mit allen Moderatoren von „Wetten, dass...?“ durchspielen und Bowie gegen immer neue internationale Popstars austauschen, gegen den Gitarristen der Red Hot Chili Peppers und die Sänger von Coldplay oder Blur: Immer würde wohl nur ein Typ im Publikum aufzeigen. Daran könnte aber eine feine Dokumentation etwas ändern, aus der diese Anekdote stammt: „Elect-

Ein Biotop für Spinner an Synthesizern: Rüdiger Esch geht der Frage auf den Grund, warum Düsseldorf vor vierzig Jahren vorübergehend Weltmusikhauptstadt wurde.

ri_City“ rekonstruiert die Phase zwischen 1970 und 1986, als die innovativste Popmusik der Welt aus Westdeutschland kam und Düsseldorf die Hauptstadt dieser Welt war. Diese neue Popmusik interessierte sich nicht mehr für die Konventionen des Rock, sondern suchte nach der eigenen Form, nach Endlosigkeit und Wiederholung und die Schönheit im Krach, was dann wiederum englische und amerikanische Musiker inspirierte, die ihrerseits ermüdet waren von ihren eigenen Routinen, wie Bowie.

Akteure von damals kommen zu Wort, Wolfgang Flür von Kraftwerk, sicher bis heute die berühmteste Band jener Jahre, die auch bei „Wetten, dass...?“ jeder kennen würde; Michael Rother von Neu! und sein einstiger Partner und Feind Klaus Dinger, der vor ein paar Jahren starb; und auch Ralf Dörper von Propaganda, der

sich an die Szene zwischen Gottschalk und Bowie erinnert. Rüdiger Esch, der die Interviews geführt und mit älteren Zeugnisaussagen montiert hat, ist Bassist der Krupps, einer Punkband, die ihre Gitarren gegen Sequencer tauschte.

Denn auch das kam in Düsseldorf zusammen – Hippies und Punks, die nichts verband bis auf den Wunsch, mit dem zu brechen, was sie vorfinden an Verhaltensmustern und Traditionen. Man kennt das Bauprinzip von „Electri_City“ schon aus Jürgen Teipels epochaler Punkdokumentation „Verschwende deine Jugend“, es erlaubt offenen Widerspruch und Ungerechtigkeit und Wut und Leidenschaft. Man müsste das eigentlich mal für andere intellektuelle Bewegungen der Bundesrepublik ausprobieren, eine „Oral History“ der Gruppe 47 zum Beispiel könnte sehr lehrreich sein oder eine der Sozialgeschichtsschreibung, Hauptstadt Bielefeld.

Aber warum war nun ausgerechnet Düsseldorf die Hauptstadt der Spezialmusik? Weil es eine Kunststadt war und hier Joseph Beuys wirkte, der anders als der elektronische Neutöner Karl-Heinz Stockhausen im benachbarten Köln nicht um seinen akademischen Status fürchtete, wenn da um ihn herum plötzlich ein paar interessante Spinner an diesen neuartigen Synthesizern herumspielten. Es lag aber auch an der Mode- und Werbeagenturszene, die ein offenes Klima schuf und immer neue interessante Spinner in die Stadt spülte, Geld zirkulierte hier sowieso schon. Und es lag an Conny Plank, der

erst Kraftwerk und Neu! produziert hatte und in dessen Studio im Rhein-Sieg-Kreis dann später Bands wie Ultravox! und Eurythmics arbeiteten. Bowie wollte auch, aber Plank wollte nicht.

Dafür entstand das zweite Album von Herbert Grönemeyer im Studio von Conny Plank, der 1987 starb. Ohne Grönemeyer würden viele Platten aus diesen elektronischen Wunderjahren gar nicht mehr erhältlich sein, er hat sie auf seinem Label Grönland neu herausgebracht. Dort ist auch die CD zu „Electri_City“ erschienen: dreizehn Stücke von DAF, La Düsseldorf, Neu! und anderen: eigensinnige, widerspenstige, neue Musik, die aus dem Nichts kam und dorthin wieder verschwand, jedenfalls in dem Land, in dem sie entstand. Eine Musik, die keine Tradition hatte und auch keine ausgebildet hat, bis auf versprengte Epigonen. Kraftwerk, die berühmteste Düsseldorfer Formation, hat zwar Techno ausgelöst, ist aber mittlerweile ins Museum eingezogen, freiwillig. Dahin gehört die Musik von damals aber nicht, dafür ist sie zu lebendig. TOBIAS RÜTHER

Rüdiger Esch: „Electri_City“. Elektronische Musik aus Düsseldorf 1970–1986. Suhrkamp Verlag, Berlin 2014. 364 S., Abb., br., 14,99 €.



Einblicke in Ideologie und Praxis des Dschihad

In Deutschland wird immer noch für ihn rekrutiert: Behnam T. Said sucht nach den Wurzeln des „Islamischen Staats“

Deutsche Dschihadisten posieren in Syrien mit den abgetrennten Köpfen ihrer Gegner, im Irak zeigen sie sich auf Militärfahrzeugen, die sie erbeutet haben. Der Strom der Dschihad-Reisenden in die Levante reist nicht ab. Was aber treibt die Männer an, die unter dem Banner des „Islamischen Staates“ morden? Und wie konnte diese Gruppe entstehen? Das sind Fragen, die sich angesichts der verbreiteten Schreckensbilder immer dringender stellen, und die Behnam T. Said, ein Islamismusexperte vom Hamburger Landesamt für Verfassungsschutz, in seinem Buch „Islamischer Staat. IS-Miliz, al-Qaida und die deutschen Brigaden“ zu beantworten sucht. Said, der einen sehr guten Band zum Thema Salafismus mit herausgegeben hat, sind zwar nicht immer präzise und restlos überzeugende Erklärungen gelungen. Sein Buch ist aber eine stattliche Materialsammlung.

Said zeigt auf, dass der „Islamische Staat“ eine eigene, lange in der Levante verwurzelte Tradition hat und dass Syrien eine wichtige Rolle in der dschihadistischen Ideologie spielt. Er beschreibt anschaulich die Gedankenwelt und die ideologischen Konzepte der radikalen Islamisten sowie Spaltungen innerhalb der dschihadistischen Internationalen. Er stellt ferner maßgebliche syrische Dschihad-Strategen oder frühere islamistische Gegner des Assad-Regimes vor, auf die sich Dschihadisten heute berufen. Marwan Hadid etwa, einen Mann aus dem militanten Flügel der syrischen Muslimbrüder, der in den sechziger und siebziger Jahren Hafiz al Assad, den Vater des jetzigen syrischen Gewaltherrschers Baschar al Assad herausforderte und noch heute von radikalen Islamisten gefeiert wird.

Said schreibt, es schein fast so, als seien die syrischen Dschihadisten wieder erwacht, aggressiver und stärker als damals. Der Albraun Hafiz al Assads hole nun also dessen Sohn ein. Diese Deutung aber lässt den falschen Eindruck entstehen, man könne eine direkte Kontinuitätslinie vom ersten Aufstand in Hama von 1964 zum heutigem Dschihad der IS-Extremisten oder der unter dem Banner von Al Qaida kämpfenden Nusra-Front ziehen. Diese haben viele Ursachen, die außerhalb Syriens und seiner Geschichte liegen. Es gibt zwar eine Tradition des sunnitischen, islamistischen Widerstandes gegen das alawitische Assad-Regime. Es ist nur logisch, dass syrische Islamisten von der Propaganda herangezogen werden, um den dschihadistischen Kampf in Syrien zu legitimieren. Doch die Vorstellung von einem Wiedererwachen des „syrischen Dschihad“ in Gestalt auch des „Islamischen Staates“ führt in die Irre.

Der „Islamische Staat“ ist, wie Said später auch beschreibt, angesichts der Schwäche des irakischen Staates und der verantwortungslosen Politik der Regierung Maliki aus der irakischen Al-Qaida-Filiale hervorgegangen, die ihre Wurzeln wiederum im islamistischen Widerstand gegen die amerikanische Invasion von 2003 und die

folgende Besatzung hat. Ausführlich widmet sich Said auch den deutschen Syrien-Reisenden. Als Verfassungsschutzmitarbeiter weiß er wahrscheinlich deutlich mehr, als er schreiben konnte. Fragen nach möglichen Versäumnissen oder Schwächen der deutschen Sicherheitsbehörden, über die Terrorexperten, die nicht im Dienst dieser Behörden stehen, schon deutliche Worte gefunden haben, bleiben somit offen. So finden sich in Saids Buch neben den interessanten Passagen auch Allgemeinplätze im Broschü-



Mord als propagandistische Inszenierung des Schreckens: Bild aus einem Video des „Islamischen Staates“

Foto AFP

renton: „Die Aufgabe der Sicherheitsbehörden ist es daher, die Rückkehrer (aus Syrien) zu erfassen, ihre Persönlichkeiten und ihren Umgang mit den gesammelten Eindrücken einzuschätzen und sie – wenn entsprechende Hinweise vorliegen – im Auge zu behalten.“ Sehr zu Recht betont Said die zentrale Rolle, welche die deutsche Extremistenorganisation „Millatu Ibrahim“ und ihre Führungsfiguren bei der Radikalisierung junger Menschen und deren Vermittlung auf die syrischen Schlachtfelder spielen. Extremisten der Gruppe wie der Hassprediger Mohammed Mahmoud oder der frühere Gangsterrapper Denis Cusper verbreiten mittlerweile im Internet Propaganda aus Syrien und präsentieren sich als omnipotente Stars der deutschen Szene. Die Gruppe war in Deutschland schon 2012 verboten worden – ihre Netzwerke konnten weiter existieren. CHRISTOPH EHRHARDT

Behnam T. Said: „Islamischer Staat, IS-Miliz, al-Qaida und die deutschen Brigaden“. C. H. Beck Verlag, München 2014. 223 S., Abb., br., 14,95 €.



Mit seinem Roman ging es erst ins Gefängnis und dann in die Emigration

Was Tschechen und Österreicher trennt, ist ihr gemeinsamer Charakter: Die Gesamtausgabe der Schriften von Jiří Gruša ist für beide Länder wichtig

Das tschechische Schicksalsjahr 1968 und die politischen Folgen der gewaltsamen Niederschlagung des „Prager Frühlings“ haben unter den Intellektuellen des Landes viele gebrochene Biographien hinterlassen. Die Schriftsteller insbesondere sahen sich im eigenen Land einem Berufsverbot ausgesetzt. Im Ausland dann – wenn ihnen die Emigration gelungen war – mussten sie ein rapides Nachlassen des Interesses an ihnen registrieren. Der „Bonus“ des politischen Dissidenten war schnell aufgebraucht. Eine Literatur, die sich vorwiegend um die Aufarbeitung des gescheiterten Reformversuches des Kommunismus bemühte, war im Westen nicht gefragt.

Die Hauptvertreter dieser Literatur waren einstige Mitglieder der Kommunistischen Partei der ČSSR, die einen „Sozialismus mit menschlichem Antlitz“ schaffen wollten. In der Reformbewegung gab es indes auch solche, denen es schlicht um Demokratie ging. Sie kamen, wie etwa Václav Havel, aus bürgerlichen Kreisen und waren nie Parteimitglieder gewesen, kämpften ungeachtet dessen an der Seite der Reformkommunisten. Zu dieser Gruppe gehörte 1968 auch der damals dreißigjährige Jiří Gruša. Aufgefallen war er durch ironisch-humoristische Kommentare und ein verglichen mit den Hauptakteuren 1968 schmales erzählerisches Werk.

Nahezu ein Jahrzehnt nach dem „Prager Frühling“ schrieb er zwischen in seiner Heimat verbotene Autor sein Hauptwerk. Der Roman „Der 16. Fragebogen“ kam selbstverständlich zuerst in einer Prager Samisdat-Edition heraus. Die politische Macht erkannte das Buch sofort als das, was es nach dem Willen des Autors sein sollte: ein Generalangriff auf die gesellschaftlich-politischen Verhältnisse in der ČSSR. Jeder Mensch, der je unter

einem kommunistischen System gelebt hat, kennt die „Methode Fragebogen“. Bei jeder Bewerbung, jedem Antrag, etwa auf einen Führerschein, hatte man einen umfangreichen Fragebogen auszufüllen. In diesem ging es nicht nur um die politische Zuverlässigkeit des Probanden, sondern um seine Existenz. Gruša lässt seinen Helden Jan Chrysostom Kepka diesen Fragebogen nicht nur mit Hintersinn und teilweise versteckter Ironie ausfüllen, sondern der Protagonist wird unter der Hand zum Porträt einer Generation, der des Autors Gruša. Dabei wurde offenkundig, dass sich dieser Autor fundamental von seinen reformkommunistischen Kollegen unterschied. Er schrieb nicht nur aus einer anderen Lebenserfahrung, sondern bekannte sich als katholischer Christ zu seinem Glauben, eine ungewöhnliche Abweichung vom intellektuellen Mainstream unter den Dissidenten des Jahres 1968. „Das Ausgelassene darf nur das sein, was der Schreibende der Quelle der Inspiration gegenüber (ich würde sagen gegenüber Gott) gewissermaßen als Gewissen hat.“

Es war dieser Roman, der Gruša erst ins Gefängnis und dann in die Emigration getrieben hat. Gleichzeitig begründete er damit seinen Ruf als einer der bedeutendsten Autoren der jüngeren Generation. Seiner Herkunft und politischen Überzeugung verdankte er seine tiefe Freundschaft zu Havel, die ein Leben lang anhalten sollte und ihn schließlich in die Politik zog: als Botschafter seines Landes in Bonn und Wien, kurzfristig als Minister in Prag, immer an der Seite des Präsidenten.

Man fragt sich, wie ein solcher Autor in all seinen Funktionen, darunter als eine der wichtigsten das Amt des internationalen PEN-Präsidenten, seine Autorentätigkeit fortsetzen konnte. Obwohl Gruša mit Leib und Seele Diplomat wurde und sich

im Gespräch ebenso wie in zahlreichen Vorträgen als großer Kenner der europäischen Politik auswies, blieb er stets der Dichter Gruša. Seine in Deutsch geschriebenen Gedichte, die als Band acht der Gesamtausgabe leider erst in drei Jahren erscheinen werden, weisen ihn sogar als Dichter in einer Fremdsprache aus, der sich ohne weiteres mit den besten deutschen Lyrikern messen kann.

Die nun mit zwei Bänden begonnene zehnbändige Gesamtausgabe, die auf Deutsch und Tschechisch erscheint, wird von dem Berliner Bohemisten Hans Die-

ter Zimmermann und dem Prager Literaturwissenschaftler Dalibor Dobias betreut. Die beiden ersten Bände lassen eine wissenschaftlich erstklassige wie auch literarisch bedeutende Ausgabe erwarten.

Das zeigt bereits einer davon, der unter dem irritierenden Titel „Beneš als Österreicher“ erscheint. Gruša hatte als Botschafter wahrlich genug mit den Beneš-Dekreten der Nachkriegszeit zu tun, die das deutsch-tschechische Verhältnis bis heute belasten. Er hat sich vor allem daran gestoßen, dass sein Land unheimlich an diesen rechtlich, aber vor allem moralisch

zweifelhaften Dekreten festhielt. Der Journalist Michael Frank, langjähriger Beobachter des Nachbarlandes und seiner Politik und Freund Grušas, hat in einem Nachwort auf den subtilen Humor des Autors hingewiesen, der sich in dem Satz zusammenfassen lässt: „Was Tschechen und Österreicher wirklich trennt, ist der gemeinsame Charakter.“

Gruša hatte den kleinen Essayband zunächst in Tschechisch geschrieben, dann auf Deutsch überarbeitet. Es war die letzte literarische Arbeit vor seinem Tod. Das Buch zeigt nicht nur seine überragende Fähigkeit, sich die Fremdsprache Deutsch literarisch einzuverleiben, sondern einen geradezu sarkastischen Humor im Umgang mit der tschechischen Geschichte. Was war das eigentlich für ein Land, das er als Botschafter zu vertreten hatte? Die Politik schwankte zwischen Belehrung und Überheblichkeit und einer Larmoyanz, die das eigene Schicksal als eines permanenter Unterdrückung wahrnahm.

Beneš war für Gruša einer der Politiker, die diese gesplattene Psyche des Volkes repräsentiert haben. Gruša nennt Beneš einen „Hygieniker der Nation und einen Vabanquespieler“, lässt aber keinen Zweifel daran, dass dieser erste Präsident der befreiten Tschechoslowakei ein Produkt seines Volkes gewesen ist. Damit war er der Vollstrecker eines Volkswillens, der in seiner früh sich zeigenden nationalistischen Dimension ein Unglück gewesen ist, das sich in der kommunistischen Zeit fortgesetzt hat. Während Gruša sich in seinem großen Roman „Der 16. Fragebogen“ als Intellektueller der bürgerlichen Ersten Republik ausweist, der von der Ausbildung und seinem Glauben her der seit 1949 in der Tschechoslowakei herrschenden Partei als Gegner gegenüberstand, präsentiert er sich in seinem Essayband

über Beneš als mitteleuropäischer Denker mit einem unerschütterlichen Glauben an die parlamentarische Demokratie.

Als Dichter war Gruša ein gelegentlicher und lustvoller Polemiker und ein großer Humorist. Auch deshalb hat man ihn oft als Nachfolger des böhmischen Nationaldichters Jaroslav Hašek gesehen. Viele Passagen seines Werkes machen dies deutlich, wengleich bei Gruša eine Dimension hinzukommt, die Hašek fehlt. Es ist sein international geschulter Blick auf das eigene Land und dessen Literatur. Gruša kannte sich in der deutschen Literatur so gut aus wie in der seiner Heimat. Auf Deutsch erscheint die Ausgabe in exzellenter Ausstattung und mit wissenschaftlicher Akkuratess. Freilich kann so ein Projekt nur dank der Unterstützung vieler Einzelpersonen und öffentlicher Institutionen gelingen. Manchmal müssen eben ganz eigene Wege beschritten werden, um ein herausragendes Werk der Vergessenheit zu entreißen. HANS-PETER RIESE

Jiří Gruša: „Werkausgabe“. Band 5, Prosa III: „Der 16. Fragebogen“. Roman. Hrsg. von Hans Dieter Zimmermann und Dalibor Dobias. Aus dem Tschechischen von Marianne Pasetti-Swoboda. Wieser Verlag, Klagenfurt 2014. 394 S., geb., 21,- €.



Jiří Gruša: „Werkausgabe“. Band 9, Essays III: „Beneš als Österreicher“. Hrsg. von Hans Dieter Zimmermann und Dalibor Dobias. Wieser Verlag, Klagenfurt 2014. 186 S., geb., 21,- €.



Er schrieb aus anderer Lebenserfahrung als die Kommunisten: Jiří Gruša

Foto dpa